Zeitschrift: Schweizer katholische Frauenzeitung : Wochenbl. für Unterhaltung u. Belehrung

Band: 1 (1900-1901)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

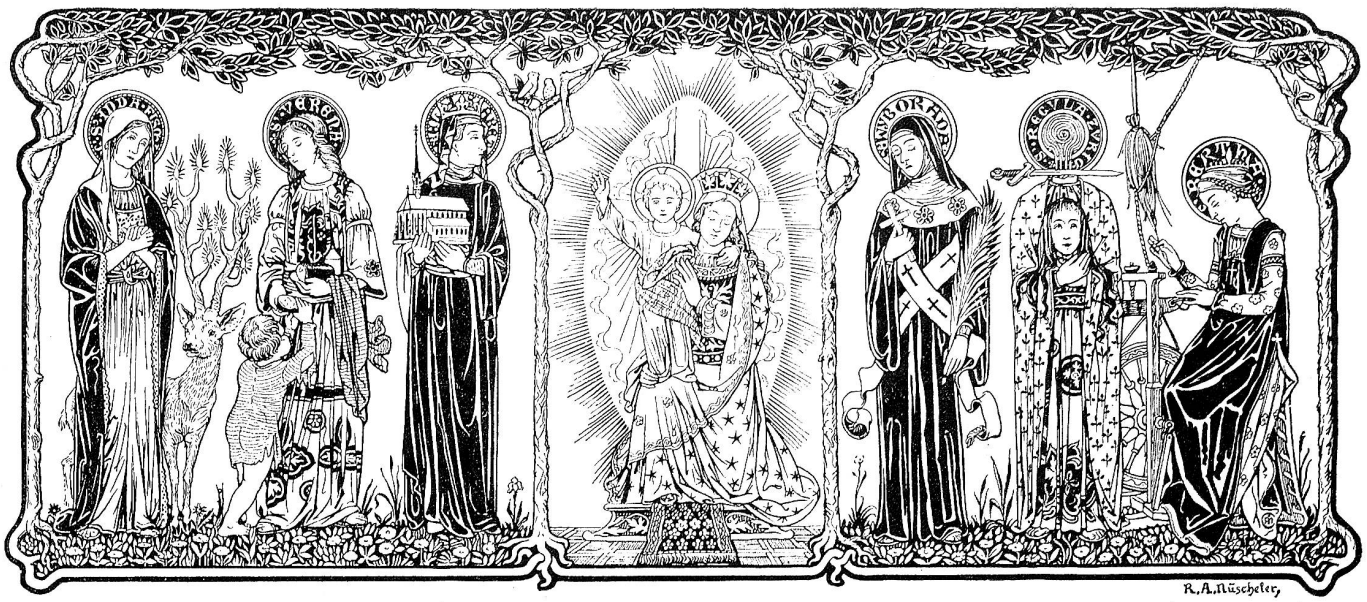
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schweizer katholische Frauenzeitung

Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung

Abonnementspreis für die Schweiz: jährlich Fr. 4. 50, halbjährlich Fr. 2. 25; **für das Ausland:** jährlich Fr. 7. 20, halbjährlich Fr. 3. 60.
Insertionspreis: 20 Cts. die einspaltige Petitzeile oder deren Raum.

№ 30. **Solothurn,** 20. Juli 1901. **1. Jahrgang.**

Mut.

Nur Mut, mein Herz!
's geht himmelwärts!
Der Pfad ist steil; schon will die Kraft ermatten,
Bang träufelt von der Stirne mir der Schweiß,
Die Sorge drückt, der Seelenkampf ist heiß,
Und trostlos will Verzweiflung mich umschatten —
Nur Mut, mein Herz!
's geht himmelwärts!

Nur Mut, mein Herz!
's geht himmelwärts!
Der Heiland selbst empfand die Todespeinen,
Doch hat er uns sein heilig Wort gegeben:
„Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum bessern Leben;
Und selig alle, die da weinen."
Hab' Mut, mein Herz!
's geht himmelwärts!

Emmy Giehrl.

Wie thun wir den Kranken wohl?

Es ist eine viel beobachtete, auch an sich selbst wahrgenommene Thatsache, daß es dem Menschen viel leichter wird, des andern Leid, als des andern Freud zu teilen. Ersteres ist fast angeboren, das andere ist die Frucht errungener Seelengröße. Freilich sind es zwei: vorübergehende Regungen des Mitleides zu empfinden oder dieselben zu nähren so lange des andern Leid dauert und dabei bestrebt zu sein, es nach Kräften zu lindern.

Einer der bittersten Tropfen aus dem großen Leidenskelche sind die Tage der Krankheit, namentlich lange dauernde, aussichtslose. Drängt es uns da nicht, hinzugehen ans Schmerzenslager, dem Kranken unsere Teilnahme zu bekunden, ihm einen Liebesdienst zu erweisen. Dies jedoch in einer Art zu thun, daß es für den Kranken wirklich Wohlthat ist, muß verstanden, von vielen erst gelernt sein.

Es gibt Krankheitsstadien, da absolute Ruhe für den Kranken als dringendes Bedürfnis geboten ist und da außer Pflegenden, Arzt und Priester niemand Zutritt haben darf. Ist dir der Kranke lieb, dann fügst du dich diesem Gebot, ohne daran markten zu wollen, ohne empfindlich zu werden, wenn du an der Thüre gemäß ärztlicher Verordnung abgewiesen wirst. Die Ausnahme, die du verlangst, suchen vielleicht mit demselben Recht zehn andere nach und thun damit dem Kranken weh statt wohl. — Wir haben andere Wege, dem Leidenden unsere Liebe besser zu beweisen. Das Leben des Kranken liegt in Gottes Hand, die Zahl und die Bitterkeit seiner Leidensstunden auch, drum bestürmen wir mit unsern Wünschen den, der mehr vermag als Arzt und Pflege, der aber auch am besten weiß, was seinem Kinde frommt. — Dunkel, trübe ists im Krankenzimmer, vielleicht haben wir etwas zu bieten, das einen Lichtschimmer bringt. Jeder Gruß, in zarter Aufmerksamkeit gesandt, wird angenehm berühren — ists eine Blume nur, ein zartes Erstlingsgemüse, kühlende Früchte. — Vielleicht auch, wenn es uns recht um einen Liebesdienst zu thun ist, können wir den zur Pflege nötigen Hausgenossen irgend eine Arbeit, einen Ausgang besorgen, damit sie ungestört ihrer Aufgabe am Krankenbette walten oder durch eine Stunde der Ruhe sich stärken können.

Vielerorts ists bei vornehmen Herrschaften Sitte, Tag für Tag die Magd nach dem Haus des Kranken zu schicken mit der wohleingeübten Frage: „Die gnädige Frau lassen fragen, wie es Madame N. geht, wie sie die Nacht zugebracht." Das ist nun an und für sich etwas, das ganz freundlich aussieht und hat auch seine Berechtigung, wenn es wirklicher Teilnahme entspringt. Wo es aber nur geübt wird als eine bloße, zum guten Ton gehörende Etiquette und die „gnädige Frau" kaum darauf hört, wie der Bescheid lautet; wenn sie nicht bereit wäre, auch nur eine Stunde ihrer Nachtruhe für den Kranken zu opfern; wenn man nur am Hause der Reichen anklopft, nie aber an der

Hütte armer Kranken, da ist es als eitle, hohle Form verwerflich. Wo viele solcher Anstandsfreunde täglich an der Thüre vorsprechen, da sind die guten Leute bei ihrer ohnehin gesteigerten Tagesarbeit durch den Portierdienst förmlich geplagt.

Vielleicht aber ist es des Kranken Wunsch, dich noch zu sehen, bevor er den Schritt in die Ewigkeit thut. Du bist ihm nahe gestanden — oder es liegt noch etwas zwischen euch, das er ausgleichen will. Säume nicht, seinen Wunsch unverzüglich zu erfüllen, aber werde dir bewußt, es sind ernste, geweihte Augenblicke, denen du entgegengehst; du stehst mit dem Kranken auf jener Schwelle, da du die Schauer des Todes siehst und das Rauschen der Ewigkeit hörst, hol dir Gottes Geist, ehe du den ernsten Gang thust. Ob Freund oder einstiger Feind, hier soll die Liebe das rechte Wort diktieren; nicht trostloser Schmerz darf sich kund geben, sondern, gepaart mit warmer Teilnahme, jene ruhige Ergebung, die auch den Sterbenden aufrichtet. Hat er noch einen Wunsch, den er wie ein Vermächtnis in deine Hände legt, sage ihm Erfüllung zu, wenn immer dieselbe dir möglich und dir nicht allzu schwer wird, aber vergiß nicht, daß das dem Sterbenden gegebene Wort ein heiliges, bindendes ist.

Tagelang kämpften Leben und Tod, jetzt ist die Krisis überstanden, der Sensemann, der an der Schwelle lauerte, ist für diesmal besiegt davongegangen. Die Thüre öffnet sich wiederum den Freunden, die fürchtend und hoffend, betend und wünschend in der Ferne gestanden. Jetzt kommen sie, den Neugeschenkten zu begrüßen. Doch sachte, damit der Feind nicht wieder heraufbeschworen werde. Wer mag es wohl am besten verstehen, in richtiger Weise Krankenbesuch zu machen? Manchem sind die nötigen Eigenschaften, ein ruhiges, sanftes, heiteres und verständiges Wesen, jene Frömmigkeit im Geist und in der Wahrheit eigen; mancher hat sie vielleicht in eigener Leidensschule gelernt und erobert. Wahr sagte Kreiten in „Allerlei Weisheit“: „Zum Verständnis der Krankheit braucht man nicht krank gewesen zu sein, wohl aber zum Verstehen des Kranken.“ Dem Arzt hilft die Wissenschaft zur Feststellung der Diagnose und zur Bestimmung der richtigen Mittel; aber gewiß wird jene Pflegerin umsichtiger und teilnahmsvoller ihres Amtes walten, die selbst einmal von einer pflegenden Hand abhängig war. Zu den Pflegenden rechnen wir nun auch die Besuchenden, denn ein richtiger Besuch ist auch ein Stück Pflege. Eine kranke Dame sagte mir einst: „Ich hatte Besuch von meiner Schwiegermutter;“ aber mit einem Seufzer fügte sie bei: „ach, sie ist furchtbar gesund.“ Wie konnte sie da die zarte Leidende verstehen? — Jedenfalls muß unser liebes Ich draußen vor der Thüre bleiben; das Bestreben, dem Kranken wohl zu thun, ihm Sonnenschein zu bringen und zurückzulassen, soll uns einzig beseelen. Vergessen wir nicht, daß, wie der Kranke auch jetzt noch Medizin und nur ein gewisses Maß und eine besondere Art von Speise genießen darf, so auch dem mit dem physischen in engem Kontakt stehenden Geistesleben Nahrung in richtiger Form und Menge geboten werden soll. Die ersten Besuche seien — selbst gegen den Wunsch des Patienten ganz kurz, es sei denn, daß du dich nützlich machen kannst, wobei du die Unterhaltung einstellst. Hat der Kranke das Bedürfnis, von den überstandenen schweren Tagen zu erzählen, so hör' ihm ruhig, geduldig und mit teilnahmsvollem Interesse zu. Aber selber führ' ihn nicht darauf, sondern lenke ihn vielmehr in eine andere Sphäre, daß er sein halbüberwundenes Leid vergißt. Vor allem plage ihn nicht mit einem Dutzend Paralellen von ähnlichen Krankheiten, die wir oder andere durchgemacht und die mit diesem oder jenem Universalmittel geheilt wurden. Vermeide es, ihm das Vertrauen zu seinem Arzt zu schwächen, denn jenes fördert entschieden die Wirkung der Heilmethode, die der Arzt wohl mit anerkennenswertem Eifer durchgeführt. Somit wäre Bemängeln ein doppeltes Unrecht.

Dann auch fort mit Tagesneuigkeiten und Klatschereien; das Niedrigste des irdischen Treibens gehört nicht hinein ins Krankenzimmer, da vor kurzem noch Todesschatten lagen. Der Kranke ist in den Leidensstunden über das Irdische hinaus höher zu seinem Gotte emporgestiegen. Lassen wir ihn auf dieser Stufe und ziehen wir ihn nicht durch unsere Schuld wieder niederwärts. Greif lieber zuweilen zu gut gewählter Lektüre, darob der Kranke genießend ruhen kann; aber auch dies nur mit Maß.

Besuchst du deine kranken Freunde, so vergiß nicht jener, der nach des Heilandes Wort dein Nächster ist, da er deiner bedarf. Und wer sollte dich nötiger haben, als jener, der arm und krank ist? wahrlich eines der denkbar traurigsten Lose. — Ihm wird schon wohl thun, daß du sein verlassenes Kämmerlein aufsuchst, denn die „gnädige Frau“ hat vergessen, hierher die Magd zu schicken, oder besser, selber zu kommen. Ein Blick in das Elend hinein, wird dir bald sagen, wo es am meisten not thut. Und dauert es Wochen, Monde, ein Jahr und noch länger, so laß auch die werkthätige Liebe ebenso lange dauern und vergiß es nicht, daß zwei hohle Augen sehnsüchtig durchs Fenster nach der Wohltäterin ausblicken. Geh' hin „ohne daß es die rechte Hand weiß“, und du hast dir einen Gotteslohn verdient.

Und wär's dein Feind — wo könntest du Größeres thun, als wenn du ihm in kranken Tagen einen Liebesdienst erweisest, dann hast du in der eigenen Brust deinen größten Feind überwunden. —.

Aus des Lebens Maienzeit.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als unsere alte Kutsche polternd vor das große Institutsthor zu N. rollte und ich schüchtern und mit schwerem Herzen die Schwelle überschritt.

Eine Viertelstunde später saß ich bereits im Kreise der neuen Mitschülerinnen, die bei meinem Anblick kicherten. Ich war für mein Alter groß gewachsen. Luft und Sonne hatten mein Antlitz tief gebräunt und mit meinen dunklen Augen und den widerspenstigen schwarzen Haaren glich ich fast einem Zigeunersprößling. Das dickfaltige Kleid war zu lang und zu weit, vor Verlegenheit wußte ich nicht, was ich mit meinen Händen anfangen sollte. Alle die Mädchen, die da heiter miteinander plauderten, kamen mir so vornehm und gebildet vor, daß ich nicht ein einziges anzureden wagte. Als ich sogar einige Blicke neugierig und wohl auch einwenig spöttisch auf mich gerichtet glaubte, getraute ich mich nicht einmal mehr aufzublicken. Zu meiner großen Erleichterung rief mich eine Lehrerin zu sich und sagte: „Komm, Marie, Gertrud zeigt dir euer gemeinsames Zimmer und hilft dir deinen Koffer auspacken.“

Aufatmend folgte ich meiner freundlichen Führerin, einem lieblichen blonden Mädchen, in den zweiten Stock. Dort traten wir in ein helles, durch blendende Sauberkeit unendlich heimelig wirkendes Gemach. Weiße Gardinen schmückten die hohen Fenster, durch welche grüne Bäume hereinschauten. An der Wand standen hinter blütenweißen Vorhängen die einfachen, saubern Betten, gegenüber Schrank, Kommode und Waschtisch. Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers stand ein Strauß blaßroter Monatrosen, wie sie in unserem Garten zu Hause blühten. Tief neigte ich mein Gesicht auf das Stücklein Heimat, das mir hier entgegentrat. Die lebhafte, freundliche Gertrud begann ungesäumt, meine „sieben Zwetschgen“ auszupacken, ich half, bis das letzte Stück sein Plätzchen gefunden. Dann drückte sie mich auf einen Stuhl und sagte mit komischem Pathos: „Jetzt laß dir eine Antrittsrede halten! Vor allem laß dir nicht bange werden. Schau, es ist wunderschön hier, wenn einem auch nicht alles nach Wunsch geht. Als ich vor zwei Jahren nach Mütterleins Tod hieherkam, war ich ein schrecklicher Leichtfuß. Weißt du, alles habe ich verloren, verlegt, vergessen. Wurde ich von den guten Schwestern getadelt, von den Mädchen ausgelacht, so vergoß ich Ströme von Thränen, sehnte mich heim und war totunglücklich! Jetzt aber sehe ich es ein, wie gut der liebe Gott es mit mir gemeint, als er mich hieherführte.“

Bedächtig lauschte ich der Rede und fragte dann schüchtern: „Was muß man hier alles lernen?"

„O, sehr viel," lautete die Antwort, „Geographie und Geschichte, Französisch, Aufsatz".

„Das habe ich auch schon gehabt", atme ich erleichtert auf. Als aber Getrud fortfährt: „Physik, Botanik, Zologie, Geometrie, Pädagogik, Nähen, Flicken, Zuschneiden," da wird mein Gesicht je länger, je bedenklicher. Gertrud aber tröstete: „Brauchst dich nicht zu fürchten, es wird schon gehen."

„Ja, schief manchmal sogar," meinte ich kleinlant. „Ach was," lachte Gertrud; „doch halt, ehe wir hinunter gehen, muß ich dich noch schön machen." Und ich setzte mich und ließ mich gehorsam „schön machen". Ein rotes Band wurde in mein schwarzes Haar gewunden, eine Schleife auf mein unmodernes Kleid befestigt und ein Latzschürzchen umgebunden. Bei Tische erhielt ich meinen Platz neben meiner freundlichen Zimmernachbarin, wagte jedoch kaum zu essen aus Furcht, irgend eine Ungeschicklichkeit zu begehen. Ich war herzlich froh, als die Glocke zum Nachtgebet läutete. (Forts. folgt)

Ueber das Brillentragen.

Wenn wir die Beobachtung aussprechen, daß man heutzutage einer außerordentlich großen Zahl von jugendlichen Brillenträgern begegnet, so meinen wir damit nicht nur jene männlichen und auch weiblichen Hochnasigen, die mit dieser zweifelhaften Dekoration einen gewissen Respekt für ihre Person zu erobern hoffen. Von dieser Sorte erzählt ein Witzbold: „Ein junger Elegant kaufte sich in einer Galanteriehandlung eine prächtige Lorgnette, die er deshalb wählte, weil sie die schönste war; er sah jedoch damit gar nichts. Als er, so bewaffnet, einige Schritte auf der Gasse gegangen war, fiel er über ein Scheit Holz. Sofort nahm er die Brille ab, um zu sehen, worüber er gefallen sei. Hochmut macht blind! Gewiß hat dieser der Gesellen viele, und wir sind unbarmherzig genug, jedem ein Scheit Holz in den Weg zu wünschen. Dafür wenden wir uns mit besonderem Interesse den vielen Bebrillten aus der Klasse des primarschulpflichtigen Alters zu, denen wir ansehen, daß sie nicht mit besonderer Lust ihre dunkeln Gläser vorsetzen. Unwillkürlich steigt uns die Frage auf: begegnen wir auch da den Spuren der Degeneration? In vielen Fällen ja. — Es ist sicher, daß die heutige Lebensweise, die der frühern Einfachheit in der Ernährung und Lebensgewohnheiten-Genußsucht in jeder Beziehung entgegensetzt und in konsequenter Weise auch erhöhte Ansprüche an Thätigkeit stellt, oft bis tief in die Nacht hinein, den Organismus des betreffenden Individums für sich selber und auch durch Vererbung für die kommende Generation schädigen muß. Die verderbliche Wirkung kann sich in allgemeiner Entkräftung zeigen, oder sie lokalisiert sich auf ein bestimmtes Organ, wobei das Auge nicht ausgeschlossen ist.

Dann wird einem andern Umstand auch etwas aufs Kerbholz geschrieben.

„Mehr Licht" hat Göthe sterbend gesagt. Mehr Licht haben wir heute in der That, intensiveres Licht. Wenn nun aber der Blick in die Sonne dem Auge ganz unerträglich ist, kann dann ein anderes — wohl weit schwächeres, aber immerhin noch grelles Licht, dem das Auge dauernd ausgesetzt ist, dasselbe nicht im kleinern Maße ebenfalls schädigen?

Doch last not least wollen wir auch dem Fortschritt in der Wissenschaft insofern gerecht werden, daß wir es anerkennen, wie viele Leiden sie im Keime zu entdecken und zu erkennen und denselben wirksam entgegenzukämpfen vermag. Wie manches Augenleiden kommt somit auch im ersten Keime und dafür erfolgversprechend zur Behandlung. Seit an vielen Orten Schulärzte eingehende Kontrolle über den Gesundheitsstand der Schuljugend üben, so werden schon in diesen Reihen auch manche Augenleiden entdeckt, behandelt, die früher wohl auch vorkamen, aber ignoriert wurden. Doch ist auch heute noch die Mahnung, rechtzeitig ein schwaches oder krankes Auge kompetenter ärztlicher Behandlung zu unterstellen, nicht überflüssig.

Wer ein schmerzhaftes Augenleiden hat, Entzündungen, Geschwüre 2c., der sucht gerne ärztliche Hilfe nach, damit ihm Linderung werde. Es gibt aber manche Augenleiden, die uns in ihrem Entstehen nicht unbequem, ja oft kaum fühlbar sind; sie nehmen auch gewöhnlich so unmerklich zu, daß ihnen erst Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn das Uebel bereits sehr gravierend ist und auch dann noch wird unverantwortlicherweise zugewartet. So sperren sich viele, rechtzeitig zu dem Schutz-, Erhaltungs- und oft sogar Heilmittel, das da Brille heißt, zu greifen.

Längst schon hat wohl die gute Frau N. nur mit Mühe den Druck in ihrem Gebetbuch entziffern können und kommt es ihr zu statten, daß sie den Inhalt fast auswendig weiß. Der Faden geht ein Dutzend Mal daneben, bis er per Zufall das Nadelöhr findet. „Ach, wer wollte denn schon eine alte Großmutter scheinen." Nun kann man freilich alte Augen nicht mehr jung machen; doch wird durch eine dem Auge angepaßte Brille das Zunehmen der Weitsichtigkeit gehemmt. Das läßt sich nun Frau N. schließlich beibringen und der große Entschluß, eine Brille zu tragen, wird reif. Ist nun nicht von der Großmutter her noch eine solche auf Lager, mit der man einen Neuankauf sich ersparen kann, so wartet man den ersten, „hausierenden Granitzler" ab. Der hat Brillen in Auswahl, da wird wohl eine passen — und der gute Mann selbst beweist bei dem Handel eine staunliche Geschäftskenntnis. — Wer die Sache rationeller betreiben will, versteigt sich zu einem Gang in die Stadt und läßt sich vom Optiker raten. Die Hauptsache beim einen oder andern Fall ist, daß geholfen ist: die Buchstaben im Gebetbuch erscheinen dem Auge nun auf einmal fast so groß, wie jene auf der Tabelle in der Schulstube und das Nadelöhr — wenn auch noch nicht für das Kamel berechnet — hat doch auch bedeutend gewachsen. Freilich bei anhaltendem Tragen der Brille fühlt man eine rechte Ermüdung der Augen- und der Kopfnerven. Die Nummer ist viel zu stark und wirkt wenigstens ebenso verderblich als die Anstrengung bei unbewaffnetem Auge. Noch eine Steigung von wenig Nummern, die sehr bald erfolgen muß, da sich die Sehkraft auf diese Art rasch abnutzt und man ist beim letzten Hilfsmittel, der stärksten Nummer, angelangt. Darum, will man nicht durch derartige Mißgriffe vor der Alternative stehen, frühzeitig zu völliger Erblindung zu kommen, so lasse man sich vom Arzte leiten und die richtige Brille verschreiben, gerade so wie ein anderes Rezept.

(Schluß folgt.)

Flitter.

Von **M. Herbert.** 6

(Schluß.)

Es verrann vielleicht eine Stunde, als den Freiherr ein Geräusch im Nebenzimmer aus seinem Brüten aufschreckte. Als er sich umwendete, wurden die Portièren des Schlafgemaches zurückgeschlagen und eine schlanke, aber gebeugte Frauengestalt trat in den Rahmen der Thüre. Ihr Gesicht war von einem dunkeln Tuch umgeben und sah bleich aus, wie Wachs, und die blauen Augen richteten sich flehend auf den vor ihr stehenden Mann. In ihren Armen hielt sie das kleinste der Kinder, welches die Mutter erkannt hatte und, sein Köpfchen traulich an sie schmiegend, wieder eingeschlummert war. Das Auge des Freiherrn, das vor wenigen Minuten so mild gewesen, verfinsterte sich bei diesem Anblick. Sie schlug den Blick nieder, sie zitterte und konnte das Kind kaum halten. Er bemerkte nichts davon.

„Denke nicht," begann sie mit bebenden Lippen, „daß ich mir den verlorenen Platz in deinem Herzen zurückkaufen wollte; ich komme nur, weil du der Einzige bist, von dem ich erlangen kann, was mein höchster Wunsch auf Erden ist."

„Was willst du mit dem Kinde?" unterbrach er sie rauh.

„Sei nicht so hart und streng," bat sie sanft, „ich weiß, als ich aus deinem Hause entfloh, gab ich das Recht an meine Kinder auf. Aber, Richard, du weißt nicht, was ich gelitten habe . . . ich sterbe aus Sehnsucht nach ihnen. Tag und Nacht läßt es mir keine Ruhe! Sei barmherzig, laß mir nur eines von ihnen, damit ich an ihm gut machen kann, was ich verschuldete; damit ich ein einziges Mal im Leben eine Pflicht erfüllen kann!"

„Du hast deine Stimme verloren und bist nun ohne Triumphe," sagte er kalt. „Dein Herz oder vielmehr deine Eitelkeit kann sich nicht mehr daran erwärmen. Nun kommst du zurück und greifst nach der so lange vernachlässigten Pflicht! . . . Nein," rief er zornig, „ich will dich unterstützen und pflegen lassen. Du kannst über mein Vermögen gebieten, reise nach Italien, vielleicht findest du dort deine Stimme wieder. Meine Kinder aber will ich behüten . . . . du sollst das Gift deiner frivolen Grundsätze nicht in ihre unschuldige Herzen gießen!"

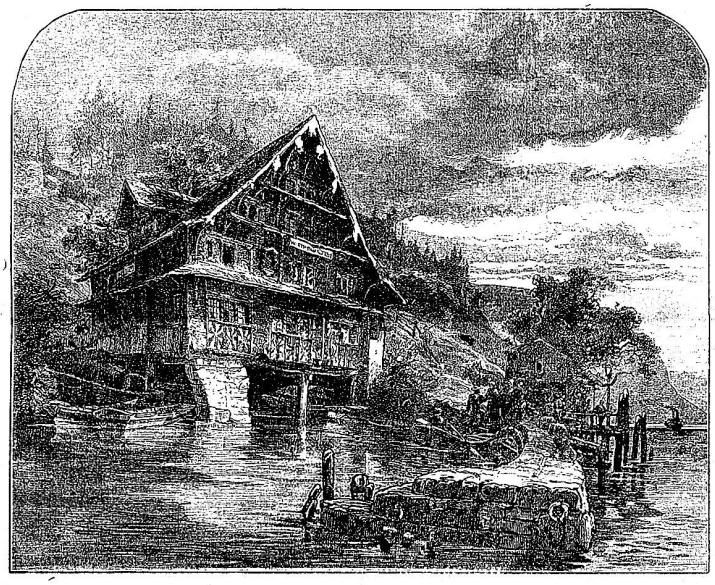
Er sprach ohne besondere Härte, aber so unerbitterlich kalt und finster sah er aus, daß sie sich halb willenlos das Kind aus den Armen nehmen ließ und keinen Versuch machte, ihm zu folgen, als er im angrenzenden Zimmer verschwand.

Langsam wandte sie sich der Thüre zu und wankte durch den Vorsaal in die kalte Herbstluft hinaus. Draußen wurde sie von der treuen Dienerin erwartet.

„Ich habe keine Hoffnung mehr," sagte sie, als sie, auf den Arm der Alten gestützt, dem Hotel zuging.

Der strenge Ausdruck war aus dem Antlitz des Freiherrn gewichen, als er in das verlassene Zimmer zurückkehrte. Vielleicht hätte er jetzt doch noch ein mildes Wort für die einst so heiß Geliebte gefunden. Nun war sie fort, und er wußte, daß sie nicht wieder kehren würde.

Ob ihn die Reue überkam, daß er die Mutter seiner Kinder so erbarmungslos von sich getrieben? — Es stand nichts davon in seinem Gesicht; er mochte es aber doch wohl fühlen, daß der Mensch sehr oft das, was er verachtungsvoll von sich gewiesen, mit allen Kräften der Seele wieder als sein Eigen wünscht.



Treib. (Vierwaldstättersee.)
(Aus „Vierwaldstättersee", Schröter, Zürich.)

Der Freiherr forschte am nächsten Morgen nach dem Aufenthaltsorte seiner abgewiesenen Gemahlin; jedoch ohne Erfolg. Er setzte einen Aufruf in die Zeitung — es war vergeblich. Er legte eine bestimmte Summe für sie in einem Bankhause nieder — das Geld ward nicht erhoben. War sie tot?

IV.

Wiederum verrann einige Zeit — langsam und schnell, wie man es nehmen will.

Der Mann mit der eisernen Maske hatte Reisen gemacht, weite Reisen, über deren Zweck er nicht sprach. Er hatte nach einer Verschwundenen gesucht, aber keine Spur gefunden. Nun kam er heim mit dem Frühling und fand seine Kinder rosig und blühend unter der Obhut der Wärterin; allein er freute sich nicht an ihnen, denn es bohrte ein Kummer in seinem Herzen. Seine Haare waren silbern und seine Stirne gefurcht.

Eines Tages ging er teilnahmslos über die Straßen seiner Vaterstadt; da begegnete ihm die alte Dienerin seiner Frau. Alles Blut drängte sich nach seinem Herzen, aber er zeigte keine Ueberraschung. Ruhig ging er auf sie zu, und obgleich ihm tausend Fragen auf den Lippen bebten, äußerte er nicht eine einzige. Er wußte, seine Frau konnte nicht gestorben sein, sonst hätte die Alte Trauerkleider getragen. Er winkte sie zu sich heran und sprach: „Babette, wenn es Ihre Herrin wünscht, dann können meine Kinder täglich für einige Stunden zu ihr kommen; sagen Sie ihr das."

„Es ist zu spät, Herr," war die traurige Erwiderung, „sie hat nur noch einige Tage zu leben."

* * *

In einem ärmlichen Mansardenzimmer auf einem schmalen Bette lag die einst so gefeierte Sängerin.

Das Nachtkleid mit dem reichen Spitzenbesatz, die langen, blonden Locken, welche auf dem Kissen ausgebreitet waren, bildeten einen seltsamen Kontrast mit der dürftigen Einrichtung des Gemaches und der Totenblässe der Kranken.

Ihre bleiche, durchsichtige Hand lag auf dem Arme der Dienerin.

„Babette," sagte sie in leisem Tone und mit fieberhaft glänzenden Augen, „ich habe alles verloren und besitze nichts mehr in der Welt. Meine Stimme ist dahin . . . und meine Schönheit, meine Jugend und mein sprühender Geist; meine Ehre ist vernichtet und meine Kinder sind mir unerreichbar. Die Liebe habe ich verscherzt und die Pflicht in den Staub getreten . . . . Wozu soll ich noch leben? Ich wünsche nicht, gesund zu werden! Nein, ich wünsche es nicht!"

„Der barmherzige Gott im Himmel lebt noch!" mahnte die Alte feierlich. „Gehen Sie zurück zu Ihrem Gemahl! Er breitet die Arme nach Ihnen aus!"

Mühsam richtete sich die Kranke auf und schlang die magern Hände um den Hals der Wärterin.

„Lehre mich beten, Babette, ich fühle, daß bei Gottes Barmherzigkeit noch Hoffnung ist . . . ich allein aber kann sie nicht finden."

Auf der Treppe erschallten Schritte und die Kranke fuhr lauschend hoch empor. Gleich darauf wurde die Thüre geöffnet und ein Mann trat hastig ein. Die eiserne Maske war von seinen Zügen gefallen. Fassungslos sank er nieder vor dem Bette der sterbenden Sängerin.

„Armes, unglückliches Weib!" schluchzte er auf.

Sie aber lag zitternd auf den Kissen, unfähig, zu reden oder zu denken; nur ein glückseliges Lächeln spielte um ihre Lippen. Er ergriff ihre Hand und hielt sie lange schweigend in der seinigen.

Endlich unterbrach der leise Flüsterton der Kranken die Stille; sie richtete die großen, seltsam strahlenden Augen auf ihren Gemahl und hauchte ihm zu: „Sorge, daß meine Kinder mein Gedächtnis ehren; lehre sie beten und vor allem sage ihnen, daß sie Pflichten haben, denn ohne Pflichterfüllung ist das Leben ein wüster, häßlicher Traum."

Bei den letzten Worten ging ein schmerzliches Lächeln über ihr Gesicht, ein Lächeln, welches ihr Gemahl bis an seines Lebens Ende nicht vergessen konnte.

„Vergib mir alles," bat die Sterbende.

„Du mußt leben!" schrie er in verzweiflungsvollem Schmerz. „Du mußt zurückkommen zu mir, zu deinen Kindern!"

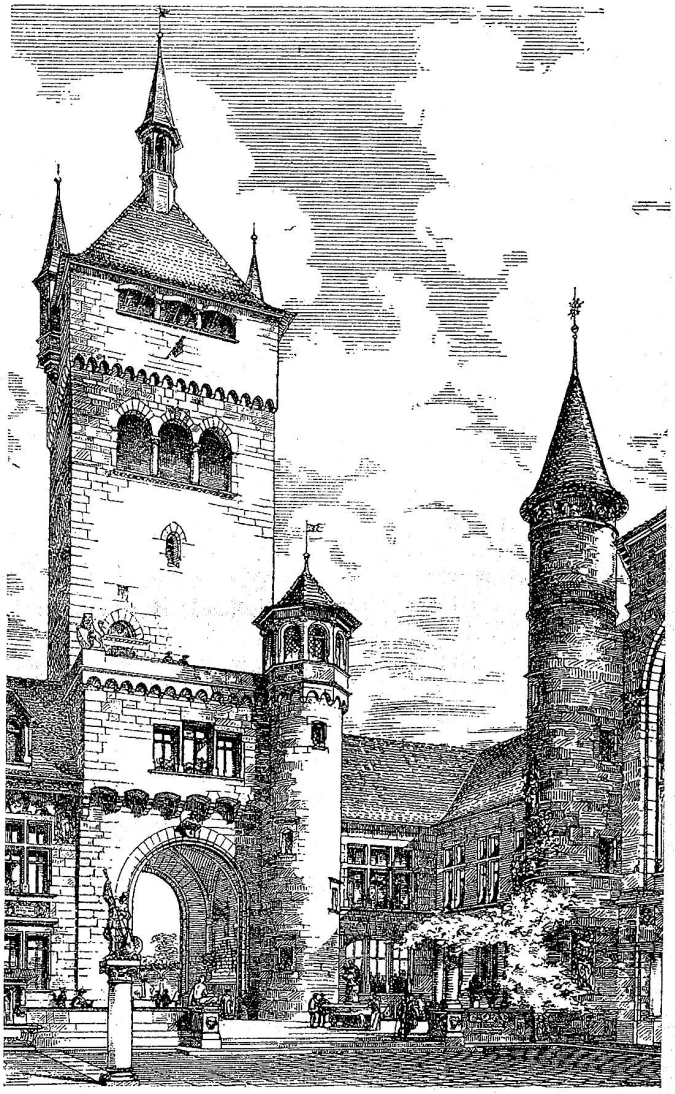
„Zurück zu Gott!" war die kaum hörbare Antwort — und dann war alles vorüber. — —

„Zurück zu Gott und zur Pflichterfüllung!" murmelte der Freiherr. „Dies gilt auch mir!"

Der Hund als Schmuggler.

Es war in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, 1820—1825, als Frankreich zum Schutze der eigenen Industrie Riesenzölle auf die Spitzeneinfuhr aus Belgien setzte. Die Points de Bruxelles à Fond réseau, Fond bride, Fond mosaïque, Fond clair, Fond Câche, Fond serré und wie sie alle heißen mögen, übertrafen alle Spitzen der Welt an Schönheit und Wert. Das Leinengarn von Courtrai und Tournai kam dem feinsten Menschenhaar gleich und kostete per Kilogramm von 12,000 bis 25,000 Franken. Gesponnen wurde es in feuchten Kellerräumen, in die sich nur selten ein Sonnenstrahl verlor. Die armen damit beschäftigten Arbeiterinnen starben auch durchschnittlich in der Blüte ihrer Jahre oder erblindeten im Dienste dieser Industrie.

Große Vermögen waren in kürzester Zeit durch die Spitzenausfuhr erworben worden, ehe die Riesenzölle den Handel schier unmöglich gemacht hatten. Da kam ein erfinderischer und nicht skrupulöser Mann auf folgenden Einfall: den Hund, diesen getreuesten Gefährten des Menschen, als Ueberwinder dieser grausamen, gesetzlichen Maßregel ins Feld zu stellen. Auf den ersten Blick däuchte der Plan freilich jenen, die ins Vertrauen gezogen werden mußten, bloß ein schlechter Scherz, indessen der Versuch sollte dennoch gewagt werden. Ein guter, anhänglicher und überaus wohlgenährter Hund wurde per pedes über die Grenze nach Belgien geschafft. Der neue „Herr" daselbst, welcher den Vierfüßler zu übernehmen hatte, behandelte nach Uebereinkommen das verwöhnte Tier über die Maßen schlecht. Hunger, Durst, Schläge und die Kette wurden sein Los. Der arme Hund hatte natürlich nur ein Bestreben und dieses war, seiner Gefangenschaft zu entrinnen, und zu seinem früheren Herrn zurückzulaufen, woselbst er so glückliche Tage verlebt hatte. Nach Verlauf einiger Wochen wurde das merklich abgemagerte Tier mit dem Fell eines bedeutend größeren Hundes bekleidet und zwischen dieses Fell und das eigene des Tieres ein ansehnliches Quantum der feinsten und kostbarsten Spitzen gesteckt, worauf das zweite Fell kunstgerecht vernäht und der Hund der Grenze zugeführt wurde. Selbstverständlich lief das Tier so schnell es nur konnte seinem früheren Wohnsitze zu und traf auch wirklich unversehrt an Ort und Stelle ein. Der rechtzeitig verständigte Associé dieses Schmuggels empfing den Hund mit Liebkosungen, setzte ihm leckeres Futter vor, trennte das fremde Fell behutsam auf, entnahm die Spitzen und behielt den Hund so lange in Gewahrsam, bis er genügsam gekräftigt war, um dieselbe Prozedur von neuem durchzumachen. Die französische Zollbehörde wurde auf die gleiche Weise lange Zeit hinters Licht geführt. Man dressierte und zog zu gleichem Zwecke die gelehrigsten Rassen heran und betraute sie mit der heiklen Mission, die kostbaren Points über die Grenze zu schmuggeln. Jeder dieser Vierfüßler repräsentierte ein ansehnliches Kapital und deren Besitzern mag ungefähr bei jeder dieser Expeditionen so zu Mute gewesen sein, wie einem Schiffsreeder vor der Assekuranz-Aera, wenn er seinen wohlbeladenen Kauffahrer den unverläßlichen Meeresgöttern überantwortet wußte. Der Scharfsinn, die Treue, der Ortssinn des Hundes waren die einzigen Garantien dieser waghalsigen Spitzbüberei. Dennoch versichert die Chronik (siehe: „Geschichte der Spitzen im 18. und 19. Jahrhundert"), daß keiner der Hunde je den Weg verfehlt, noch irgend einer Versuchung unterwegs erlegen ist.



Landesmuseum Zürich.
(Aus „Album der Schweiz", Schröter, Zürich.)

Jahre hindurch (1820 bis 1826) bewährte sich der kecke Schmuggel. Endlich wurde der Betrug entdeckt und die Folge davon war, daß binnen kurzem 40,278 Hunde als Opfer dieser gesetzwidrigen Handlung fielen. Die Wut der französischen Zollbehörden kannte keine Grenzen, sie waren unerbittlicher gegen die armen Vierfüßler als s. Z. Herodes gegen die armen Knäblein von Bethlehem. Ueber die Schmuggler selbst wurden natürlich schwere Strafen verhängt, auf die Einbringung eines Hundes aber drei Livres gesetzt; die Folge davon war, daß eine so große Anzahl dieser unschuldigen pflichtgetreuen Opfer ihrer Spitzenmission erliegen mußte.

(Allgem. Ztg.)

Das

Sterilisieren der Früchte.

Die Erklärung dieser in letzter Zeit mehr und mehr in Praxis kommende Konservierung von Früchte und Gemüsen liegt schon im Worte selber. Sterilisieren heißt unfruchtbar machen; dem in oder an einer Substanz vorkommenden Keime niedere Organismen (Spaltpilze, Bakterien) die Entwicklungsfähigkeit entziehen. Die Sterilisation wird erreicht durch hochgradige Erhitzung, ebenso durch lange und wiederholte Einwirkung niederer Temperatur, durch Filtrieren oder durch Beimischung von antiseptischen Mitteln wie Fornaldehid, Quecksilberchlorid (Sublimat) Salycil- oder Karbolsäure.

Das Sterilisieren findet ausgedehnte Anwendung in der Bakterologie, in der Chirurgie und in der Nahrungsmitteltechnik. Dieses letztere legt es somit der Hausfrau nahe, diesem Prozesse auch ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Die in den Früchten vorkommenden Keime von Spaltpilzen (Bakterien) veranlassen in denselben nach kürzerer oder längerer Frist eine Gärung. Um derselben vorzubeugen, mit andern Worten, um die Pilze unschädlich zu machen, ist man längst darauf gekommen, die Früchte zu kochen mit einem Zusatz von Zucker. (Jeder zuckerhaltige Saft — und somit auch der Früchte-

saft — unterliegt durch Einwirkung von sogen. Gärungspilzen leicht der alkoholischen Gärung, wobei sich der Zucker in Alkohol und Kohlensäure spaltet. Ist aber der Flüssigkeit reichlich Zucker beigesetzt, so verhindert der Ueberschuß an letzterem die Gärung.)

Bei dieser Methode des Einkochens büßten die Früchte jedoch von ihrem Aroma, sowie von ihrer Ansehnlichkeit ein. Darum fing man an, sie, in Blechbüsen eingefüllt, zu konservieren; diese mußten aber nachträglich zugelötet werden, was beim Sterilisieren wegfällt, indem die Früchtegläser bereits mit während des Konservierungsprozesses sich luftdicht verschließenden Deckeln versehen sind.

Der Sterilisierapparat besteht aus einer runden Bodenplatte, in dieselbe sind in der Mitte aufrechtstehende Eisenstäbe eingefügt, an denen sich 1 oder 2 bewegliche, vermittelst einer Schraube beliebig zu verschiebende Blechteller befinden. Diese dienen zur Aufnahme der Stahlbandfedern, welche den Zweck haben, den Deckel auf dem Früchteglas und dieser selbst während des Kochens festzuhalten. Gläser hat man in beliebigen Größen von $^1/_3$ bis $1^1/_2$ Liter und können deren bis 6 im Apparat plaziert werden, sogar in zwei verschiedenen Größen bei einem Apparat mit 2 zur Aufnahme der Stahlbandfedern bestimmten Blechtellern, die in verschiedene Höhe festgeschraubt werden können. Auf den Rand des Glases kommt ein Gummiring und auf diesen ein Glas- oder Blechdeckel zu liegen; ersterer ist vorzuziehen. Den Apparat kann man in jeden beliebigen, gut verschließbaren, mit flachem Boden versehenen Kochtopf von der Größe des Apparates mit jedenfalls 27 Centimeter innerer Höhe stellen; man kann hingegen auch solche beziehen, die eigens zu diesem Gebrauch bestimmt sind.

Zum Sterilisieren verwendet man Früchte, die noch nicht überreif sind. Man füllt die Gläser, indem man sie öfters schüttelt, damit die Früchte kompakt aufeinander zu liegen kommen. Dann begießt man sie zirka zu $^3/_4$ Höhe mit einer Zuckerlösung. Das gewöhnliche Verhältnis ist auf 1 Liter kochendes Wasser 300 Gr. Zucker, je nach dem Zuckergehalt der Früchte wird etwas mehr oder weniger zugefügt. Der Rand der Gläser wird mit einem saubern, trockenen Tuch abgerieben, der Gummiring samt Deckel aufgelegt und die Klammern befestigt. Nun werden die Gläser mit dem Apparat in den Kochtopf gebracht, der bis unter den Rand der Gläser mit kaltem Wasser gefüllt wird. Sobald der Siedepunkt erreicht ist, handelt es sich nur noch darum, denselben zu erhalten und wird deshalb das Feuer reduziert. Ueber die Kochzeit, die bei Früchten gewöhnlich zwischen 10—20 Minuten differiert, lassen wir einige Angaben folgen. Nach Ablauf der bestimmten Kochdauer, nimmt man den Kochtopf vom Feuer, öffnet ihn, läßt die Gläser samt dem Apparat in demselben abkühlen; vollständiges Erkalten beansprucht ungefähr eine Zeit von 24 Stunden. Benötigt man den Apparat zu weiterem Sterilisieren, so kann man die Abkühlung beschleunigen, indem man den Topf samt dem Inhalt in eine Stande kaltes Wasser oder in den Schüttstein stellt, wo man ihn mit Wasser umspült. Sollte ein Glas nicht sicher schließen, so sterilisiert man es noch einmal. Die Kochdauer der meist verwendeten Früchte ist folgende:

Erdbeeren 5 Minuten. Heidelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren 10—20 Minuten. Kirschen, Zwetschgen, Pflaumen, Mirabellen, Reineclauden 15—20 Min. Aprikosen und Pfirsiche (ganz oder entsteint, geschält oder ungeschält) 15—20 Minuten. Aepfel und Birnen mit oder ohne Schale, ganz oder in Stücken; geschält sind sie zur Erhaltung der weißen Farbe sofort in kaltes Wasser zu legen. Kochzeit: 15—20 Minuten. Quitten. Aepfel- oder Birnenquitten werden erst abgeschält, vom Kerngehäuse befreit, mit wenig Zucker halb weich gekocht und eingefüllt. Kochzeit: 20 Minuten.

Die Beeren können auch vorgezuckert werden; man legt in eine Schüssel Lage um Lage, die man je mit Zucker bestreut; wenn der Zucker sich aufgelöst und Saft gezogen hat, so füllt man die Früchte ein und sterilisiert sie, ohne noch eine weitere Zuckerlösung darüber zu gießen. Dieses Verfahren ist für die Erdbeeren sehr zur empfehlen.

Alles Weitere besagen die den Apparaten beigegebenen Prospekte. Uns stehen solche von F. J. Weck aus Zürich zur Verfügung über besteingerichtete, rationelle Konservierung sehr begünstigende Apparate.

Ein solcher sollte in keiner bessern Küche fehlen. Die einmalige Ausgabe wird sich gewiß lohnen. Man wird dadurch in den Fall gesetzt, das der Gesundheit so sehr zuträgliche, keimfreie Obst auf den Tisch zu bringen, nachdem der Vorrat an rohem Obst längst ausgegangen ist. Es ist bekannt, daß Obst namentlich richtige Nahrung für den jugendlichen Organismus ist, warum derselbe auch fast instinktiv darnach verlangt. Obst enthält Phosphor, Natron, Kalk und Eisen, begünstigt somit den Aufbau des Körpers und den Stoffwechsel.

Bei Eintreffen unerwarteter Gäste bleibt der Hausfrau eine Verlegenheit erspart, indem sie ihrem Vorrat das fehlende, schon zubereitete Gericht, an Gemüse oder Obst, entnehmen kann. Bei reichem Gemüse- und Obstertrag erhält diese Konservierungsmethode den Ueberschuß für die Zeit des Mißwachses. Hat die Hausfrau selber das Sterilisieren besorgt, so ist sie sicher, daß keine Zusätze beigefügt sind, die unbeachtet ihrer Schädlichkeit nur dafür dienen, die Farbe zu erhalten.

Ueber die Art und Weise Fleisch zu konservieren, erteilt der Prospekt Auskunft.

Eine besonders große Bedeutung hat der Sterilisier-Apparat für unsere jungen Mütter; indem durch Milchsterilisierung die Ernährungsschwierigkeiten, denen schon manches zarte Kind zum Opfer gefallen ist, gelöst sind. Dem Gärungsprozeß in der Milch ist auf diese Weise vorgebeugt und somit kann diese all den unzulänglichen Surogaten gegenüber ihre Stellung behaupten. —.

Mahnung für die Kinderstube.

Wie gefährlich der Zorn ist, welches namenlose Unglück derselbe schon angerichtet hat, wie er Gesundheit und Leben gefährdet und den, der ihn nicht bemeistern kann, mit Reue und Gewissensbissen lohnt, ist zur Genüge bekannt, deshalb dulde man nicht die Neigung zum Zorn. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene lieben es, andere zu necken, zu verspotten, zum Zorne zu reizen und sich dann an ihrem Aufbrausen zu weiden; dergleichen sollte nie geschehen, denn Kinder, welche von Natur nicht zum Zorne neigen, werden auf diese Weise dazu erzogen, und alle Schuld später daraus entstehenden Unglücks kommt auf Rechnung derer, die sich das Vergnügen gemacht haben, ein Kind zu necken und zu reizen und dann über seinen Zorn lachen.

Am meisten kommt es vor, daß die jüngern Geschwister von den ältern geneckt werden, man lacht, wenn sie in ohnmächtige Wut geraten, mit dem Fäustchen schlagen, vor Aufregung weinen und schreien; je öfter diese Anreizung kommt, desto empfindlicher wird das Kind, desto leichter gerät es in Zorn und um so heftiger werden die Wutausbrüche.

Ist das Kind aber zum Zorn geneigt, dann räume man alles aus dem Wege, was den Reiz hervorbringen könnte. Mit dem Zorn ist es wie mit der magnetischen Kraft; je öfter sie in Tätigkeit kommt, desto stärker wird sie; läßt man sie aber lange Zeit ganz ruhen, so verschwindet sie und existiert nicht mehr. Fängt das Kind an, sich aufzuregen, so beruhige man es; mit Züchtigungen wird der Zorn nicht geheilt, Belehrung und moralische Einwirkung müssen immer nebenher gehen. Aufklärung und Erleuchtung des Geistes, Erwärmung des Herzens für alles Gute und Kräftigung des Willens sind die wesentlichsten Faktoren zur wirklichen moralischen Hebung. Es ist jedoch auch nötig, daß dem Zornmütigen in anschaulichen Beispielen gezeigt wird, welche Folgen die leidenschaftlichen Ausbrüche der Heftigkeit oft haben. Den Kindern muß das besonders recht klar gemacht werden. (Oltner Nachr.)

Kleine Mitteilungen.

† Johanna Spyri.

In Zürich starb die weit bekannte Schriftstellerin Johanna Spyri, geboren 1827 in Hirzel.

Ja, sie hatte es, jenes reiche, einfach fromme Gemüt, das allein den Schlüssel findet zum Kinderherzen. Die Kleinen verstanden ihre schlichten Erzählungen und labten sich daran, die Großen würdigten sie. Dem kindlichen Horizonte treu bleibend, war jedes Haschen nach romantischem Stoff ausgeschlossen. Aus dem Alltagsleben schöpfend, wußte sie aus einfachem Material anmutige Bilder zu schaffen, auf dem malerischen Hintergrunde unsern idillischen Schweizerthäler und der großartigen Gebirgswelt. Doch sie malte nicht nur technisch gut, es sind nicht blos farbenfrische Gemälde, sondern lebendige Wirklichkeit, getragen von tiefem, religiösem Empfinden. Sie verstand des Kinderherzens Laute, nicht nur in Lust und Leid, sondern auch in jugendlichem Uebermut und unbändigem Trotz. Es sind keine gemeiselte Kindergestalten, die sie uns vorführt, sondern solche, wie wir sie täglich begegnen. Doch ein günstiger Einfluß wirkt auf sie ein und wir stehen vor einer befriedigenden Lösung. So bietet die Schriftstellerin mit ihrer durch gesunden Humor gewürzten Erzählungen fürs junge Volk manche gute Anregung und uns einen plastisch wertvollen Beitrag zur Pädagogik. Jetzt ist sie hinübergefahren über den „dunklen Bach zur stillen Ewigkeit und zu den sonnenhellen Wassern", von denen sie die fromme Mutter Silvia so schön zum totkranken Flößerkinde sprechen ließ.

Ja ein Kind ist sie geworden mit den Kindern, so möge ihr auch der Gewinn werden, der solchem Streben verheißen ist. —.

— **Freiburg.** (Mitg.) Vor kurzem wurde auf dem Hof gute Souvenire bei Freiburg eine Erziehungsanstalt für solche junge Mädchen errichtet, deren fehlerhafte Charakteranlagen Besorgnis für ihr späteres sittlich-religiöses Leben einflößen. Die Leitung des Hauses besorgen Ordensschwestern (Soeurs de la Sagesse), welche für dieses Gebiet der Erziehung besondere Kenntnisse und Erfahrungen haben. Der Pensionspreis ist sehr mäßig. Auf Wunsch werden den austretenden Mädchen Dienststellen in vertrauenswürdigen Familien vermittelt. Eltern und Wohlthätern, welche in der Lage sind, für Mädchen mit fehlerhaften Charakteranlagen angemessene Erziehungsgelegenheiten suchen zu müssen, kann diese Anstalt bestens empfohlen werden. Prospekte versendet auf Wunsch die Anstaltsdirektion. Die katholischen Blätter werden um Verbreitung dieser Mitteilung ergebenst gebeten.

Garten.

Desinfektion der Jauche. Ein schwacher Zusatz von Schwefelsäure in die Jauche dient nicht nur zur Desinfektion derselben, sondern übt noch eine günstige düngende Wirkung aus, indem sie die leicht lösliche und flüchtige Stickstoffverbindung zurückhält und bindet. Eine Probe ergab, daß die Pflanzen daran durchaus keinen Schaden nahmen; hingegen schien diese Mischung eine vorher großen Schaden anrichtende Brut von Maulwurfsgrillen zu töten; indem nachher keine Spuren dieser Uebelthäter mehr bemerkbar waren.

Die Kohlraupe, die seuchenartig ganze Pflanzungen überfällt, ehe man ihnen das Handwerk legen kann, widerstehen fast jedem Mittel und das Ablesen derselben ist eine mühsame und zeitraubende Arbeit. In letzter Zeit wurden Versuche gemacht, die daran behafteten Pflanzen mit einer schwachen Kochsalzlösung zu bespritzen, was selbstverständlich geschehen sollte ehe die Herzen der Pflanzen zu stark angegriffen sind. Nach 20—30 Min. war die Raupe tot. Dabei ist freilich nicht außer Acht zu lassen, daß eine starke Dosis im Boden der Pflanze schadet. Die Versuche müssen daher vorsichtig angestellt werden.

Petrolseifenwasser. In einer für den Gemüsebauer geradezu besorgniserregenden Weise treten heuer an den Kohlgewächsen, Rettigen, Mairüben 2c. die als Erdflöhe bezeichneten, kleinen hüpfenden Käfer auf. Nach den an unserer Anstalt gemachten Erfahrungen bewährt sich ein Bespritzen der Pflanzen mit Petrolseifenwasser gut. Wie alle Spritzmittel soll auch das Petrolseifenwasser niemals in heißer Sonnenglut, sondern möglichst abends verspritzt werden, am besten vermittelst einer Rebspritze oder Gießkanne mit feiner Brause. Die von der Lösung getroffenen Erdflöhe sterben: da ein Teil der Tiere sich regelmäßig zu flüchten vermag, kann natürlich ein durchschlagender Erfolg nur dann erzielt werden, wenn öfters, bei anhaltend heißem Wetter etwa zweimal in der Woche tüchtig gespritzt wird. Nebenbei sollte auf eine gute Pflege der Pflanzen die in öfterem Bewässern und in der Verabreichung von schwächeren der Entwicklung der jungen Pflanzen entsprechenden Dunggüssen besteht, Gewicht gelegt werden. — Das Petrolseifenwasser kann man, wenn richtig zubereitet, wochenlang aufbewahren. Es bleibt wirksam und den Pflanzen unschädlich, solange kein Petrol auf der Oberfläche schwimmt. Es ist von jedermann leicht und billig herzustellen. Rezept: 4 Kilogramm Schmierseife, die in zirka 2—3 Liter Wasser zu einem dickflüßigen Brei aufgelöst wird. In diesen Brei gießt man sodann unter beständigem tüchtigem Umrühren 2 Liter Petrol, das sich dadurch mit dem Seifenbrei innig verbindet. Nun wird die Mischung mit Wasser auf 100 Liter verdünnt, wobei man, etwa vermittelst eines alten Besens, gehörig umrührt. Wenn so vorgegangen wurde, schwimmt auf der Oberfläche kein Petrol und die Mischung ist jetzt zum Gebrauche fertig. Schweiz. Handelsztg.

Küche.

Kirschpudding. Für 6 Personen werden 2—3 Weggli oder soviel Hausbrot in halb Wasser und Milch eingeweicht. Inzwischen werden 60—80 Gr. frische Butter schaumig gerührt, dann das Brot ausgedrückt und dazu gegeben, 2—3 Eigelb, eine Messerspitze Zimmt, 125 Gr. feiner Zucker, eine Hand voll gewiegte Mandeln kommen ebenfalls dazu und alles wird gut gerührt. Hierauf giebt man eine große Tasse ausgesteinter Kirchen dazu und meliert sie, ebenso den Schnee von den Eigelb. Man füllt die Masse in eine angestrichene und panierte Puddingform und backt sie $^3/_4$—1 Stunde im Wasserbad.

Kirschtorte. Von Zuckerteig wird ein Boden mit einem 2 Ctm. breiten Rand gemacht. Der Rand wird mit Eigelb bestrichen und dann die Torte im Ofen schön gelb gebacken. 3 Eiweiß werden zu steifem Schnee geschlagen, 3 Hand voll Staubzucker darüber gegeben, schöne ausgesteinte Kirschen und 60 Gr. fein geriebene Mandeln darunter meliert. Diese Masse wird auf den gebackenen Boden gleichmäßig verteilt, mit dem Messer geformt und die Torte nochmals in den Ofen gestellt, bis sie oben leicht gelb ist.

Kirschkuchen. Für ein mittleres Blech wird aus einem Pfd. Mehl und 15—20 Gr. Hefe ein Vorteig gemacht. Ist er gegangen, werden 2 schwache Löffel Butter, 1 Kaffelöffel Salz $^3/_4$ Tasse Milch mit obigem Teig verarbeitet. Man stellt ihn wieder an die Wärme zum Gehen. Inzwischen werden $^1/_2$ Tasse Rahm, 125 Gr. Zucker, etwas Zimmt und ein Ei mit einander gut verrührt. Der gegangene Teig wird in ein gut angestrichenes Blech eingepaßt, 2 Hand voll geriebenes Brot darüber gestreut, die ausgesteinten Kirschen schön darauf geordnet, obige Masse darüber geleert und in den heißen Ofen gestellt. Statt geriebenes Brot kann man auch geriebene Mandeln nehmen. Fr. A. A.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Kornähren.

Kindermund.

Vater: „Wo kommen denn nur alle Gewitter her!"

Fritz: „Ich weiß, ich weiß, aus Großmutters Knochen. Sie sagt immer, wenn das Gewitter kommt, das hat mir schon 8 Tage in den Knochen gelegen."

Redaktion: Frau A. Winistörfer, Sarmenstorf (Aargau).

Einsiedeln. 53³ Geehrt. Pilgern höfl. empfohlen d. Gasthaus z. Von d. hochw. Geistlichkeit vielbesuchtes Haus. (H 1501 Lz) **Bären.**

Eine zweckmäßige Zusammenstellung von (44¹⁸)

Proviant für

Reisen, Bergtouren, Ausmärsche und Picknicks

finden Sie im Gratiskatalog der Firma

301 **Herm. Ludwig, Bern.** Spezialgeschäft f. Konserven.

Gasthaus & Pension Flüeli

bei Sachseln — Obwalden

bekannt wegen der schönen, gesunden Gegend und den reellen Weinen und der guten Küche. Besonders empfehlenswert für Touristen und Vereine. (H1758Lz) (50¹²)

302 **Helbling, Kaplan.**

315 (72²)

Gerätschaften zur Frischhaltung von Nahrungsmitteln.

Gutachten erster Fachleute. Versuchsstationen. Prospekte gratis.

F. J. Weck, Zürich-Wiedikon

Telephon. Badenerstrasse 259. Telephon.

Heilstätte für Trinkerinnen.

Frauen und Töchtern, die an Trunksucht leiden, finden freundliche Aufnahme in der

Heilstätte Blumenau-Steg (Tößthal, Kt. Zürich).

Hausarzt: Herr **Dr. Spörri.** (5⁵²) 304 **Simeon Diener**, Hausvater.

Vereinfachtes und verbessertes Konservierungssystem

Zur Herstellung von Obst-, Gemüse- und Beeren-Konserven.

Jeder gut verschließbare Kochtopf kann verwendet werden. Kein Umhüllen der Gläser nötig.

Praktischer, neu patentierter Verschluß, der ohne Unterschied für alle Gläsergrößen verwendbar ist.

Zahlreiche Referenzen von Hausfrauen, Kochschulen und landwirtschaftlichen Vereinen.

Gratis-Prospekte mit genauer Anleitung umgehend franko.

E. Schildknecht-Tobler,

303 **St. Gallen.**

(60⁶) **Telephon Nr. 685.**

Modell 1899. + Patent 18516.

Günstige Gelegenheit!

Kath. Glaubens- und Sittenlehre,

in kurzen Erklärungen und Beispielen, 6 Bände,

von Pfarrer Keller sel.

Fortan zum reduzierten Preis von **Fr. 3. 50**, so lange Vorrat, bei der

Buch- & Kunstdruckerei Union, Solothurn.

Stellen-Angebote.

Gesucht auf 1. August eine perfekte **Köchin.** Offerten befördert die Exped. ds. Bl.

Ein **Mädchen** findet bei sofortigem Eintritt gutbezahlte Stelle. Offerten werden von der Exped. ds. Bl. weiterbefördert.

Suche ein fleißiges, starkes, **Mädchen** für Landarbeiten. Offerten sind unter T. O. verschlossen an die Exped. ds. Bl. zu richten.

Echter Malaga

bestes Kräftigungsmittel für Genesende

Orig.-Fäßchen (16 Lt.) **Fr. 16.50** u. **Fr. 18.50**
" " feinste Qualität " **24.—**
Prompter Versandt nach auswärts. Streng reelle Bedienung. 25²⁰

Glutz-Frey, Weinhdlg., **Derendingen.**

Unser **Saison-**

Ausverkauf

für

Damenkleiderstoffe

in Baumwollen-, Wollen- und Halbwoll-Stoffen, sowie in

Herrenkleiderstoffen

hat begonnen. Sehr vorteilhafte Kaufgelegenheiten. Muster franko. **Damen-Konfektion** jetzt enorm billig.

Wormann Söhne,

308 **Basel.** (64²⁶)

Einsiedeln Billige Preise Einzel-Zimmer Saal für Schulen u. Vereine **Gasthof z. Storchen**

Neu umgebaut Es empfiehlt sich

312 (70⁶) **C. Frei,** Redaktor.

Harmoniums,

größte Auswahl, billigste Preise. Geben solche auch in Abzahlung zu Fr. 5 – 10 und in Miete à Fr. 4—8 per Monat.

49¹² **Gebr. Hug & Cie.,**

St. Gallen. 309

St. Anna,

die Zuflucht aller, die sie anrufen,

von J. B. Zürcher.

(Mit erzbischöfl. Approbation.)

III., neu durchgesehene, vermehrte Auflage. 432 S. 16—20,000.

Dieses herrliche, im Volke sehr beliebte Gebetbuch ist nun in den Verlag der

Buch- & Kunstdruckerei Union in Solothurn

übergegangen und wird einer hochw. Geistlichkeit und dem gesamten kathol. Volke warm empfohlen.

In Leinwand gebunden mit Rotschnitt Fr. 1.40, in Goldschnitt Fr. 2.20 und 3.20. — **Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.**

Es empfiehlt sich höflichst

Obiger Verlag.

Druck und Verlag der Buch- und Kunstdruckerei Union in Solothurn.